

Natascha N. Hoefer

DAZWISCHEN



NATASCHA N. HOEFER

Dazwischen



NATASCHA N. HOEFER

Dazwischen

LEBEN MIT ZWEI KULTUREN



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

1. Auflage, Juni 2024

© Spurbuchverlag, 96148 Baunach

info@spurbuch.de, www.spurbuch.de

Ausführung: pth-mediaberatung GmbH, Würzburg

Titelbild: Hans Binn „Haus zwischen den Felsen“

ISBN 978-3-88778-090-6

Weitere Bücher des Spurbuchverlages finden Sie unter
www.spurbuch.de



Für Josiane

Für Ingolf

Inhaltsverzeichnis

Prolog oder Heimat im Anderen	9
Kapitel I	11
Einstimmung oder Schwimmen ohne Fuß	12
<i>Zwischen zwei Kulturen</i>	15
Von der Grundbefindlichkeit des Pendelns	17
<i>Abschiednehmen</i>	17
<i>Ankommen</i>	19
<i>Richtungswechsel</i>	20
Reisegeschichten	23
<i>Fahren mit Restaurantpausen</i>	23
<i>Fahren im Bus</i>	24
<i>Eine glückliche Panne</i>	25
<i>Im Niemandsland, in der Normandie</i>	27
<i>Das Wildschwein</i>	28
<i>Belgische Blitz</i>	30
Eine Frage der Identität oder Das Album mit den Kinderbildern	32
Wie andere einen sehen und hören	35
<i>Ente mit Fenchel</i>	35
<i>Von Tisch zu Tisch</i>	36
<i>Sein, was man spricht – oder nicht sein</i>	38
<i>Vorurteile, eine Randnotiz</i>	40
Kapitel II	43
Wie man sich selbst sieht oder Eine Frage der Wurzeln	44
Mémé oder Die bretonische Urgroßmutter	45
<i>In Küche und Garten</i>	46
<i>Crêpes und Bretonisch</i>	49
<i>Der rote Schal</i>	53
<i>Verspäteter Abschied</i>	54
Oma und Opa oder Die deutschen Großeltern	58
<i>Der eigentlich abwesende Opa</i>	58

<i>Omas Malzimmer</i>	5 9
<i>Die Dinge aus Opas Büchervitrine</i>	6 1
<i>Essen mit Oma</i>	6 2
<i>Verfrühter Abschied</i>	6 3
<i>Die Frau in Oma</i>	6 5
Vom Ende alles Schwimmens und Pendelns	6 9
Mamie und Papy oder die bretonischen Großeltern	7 0
<i>Die Boucherie</i>	7 0
<i>Ali Babas bretonische Wunderhöhle</i>	7 3
<i>Liebe geht durch den Magen</i>	7 4
<i>Fotografische Hinterlassenschaften</i>	7 6
<i>Das Kalb in der Ente und andere Fahrtengeschichten</i>	7 9
<i>Der weiße Clio</i>	8 1
<i>Dans un virage oder Fahrtengeschichten mit Kurven</i>	8 3
<i>Glückliche und unglückliche Momente im Leben Mamies</i>	8 5
<i>Glückliche und unglückliche Momente im Leben Papys</i>	8 6
<i>Von einer Uhr, einer Flucht und einem Traum</i>	8 8
Ein Innehalten, zum Hin- und Herdenken	9 3
Kapitel III	9 5
Prägende Urgroßväter und Katastrophen	9 6
<i>Ein Reisender und Gelehrter</i>	9 6
<i>Wie die Orgelpfeifen</i>	9 7
<i>Überliefertes und Verschwiegenes oder Die Auseinandergerissenen</i>	1 0 0
<i>Die sich wiederfanden oder Wir sind wir</i>	1 0 3
<i>Ein gutherziger Unternehmensgründer</i>	1 0 5
<i>Auf beiden Seiten</i>	1 0 8
Kapitel IV	1 1 3
Die Widerständigen	1 1 4
<i>Vom Widerstand und vom Telefonieren</i>	1 1 4
<i>Leben und Sparen</i>	1 1 5
<i>Kleine Rebellen</i>	1 1 6
<i>Von der Kunst zur brotlosen Kunst des Forschens</i>	1 1 9

<i>Verlockung der Ferne</i>	1 2 3
<i>Ein weiterer Abschied</i>	1 2 6
<i>On ne peut pas toujours comme on veut</i>	1 2 8
<i>Gegenseitige Stützen</i>	1 3 1
<i>Der große Strategie und sein Scheitern am Tabak</i>	1 3 3
<i>Ein langer Abschied</i>	1 3 5
<i>Nous, les gens d'esprit</i>	1 3 7
<i>Der zweite lange Abschied</i>	1 3 8
<i>Die Dinge aus Ali Babas bretonischer Wunderhöhle</i>	1 4 0
Kapitel V	1 4 5
Häuser und Orte	1 4 6
<i>Mein Krümel Welt</i>	1 4 6
<i>Das bedrohte und das gefundene deutsche Zuhause</i>	1 5 2
<i>Vorhandene und nicht mehr vorhandene Häuser</i>	1 5 4
<i>Jenes gewisse Reviergefühl</i>	1 5 8
<i>Im Osten und Westen</i>	1 6 1
Teilen und mitteilen	1 6 7
<i>Die kleinen Pferdchen</i>	1 6 7
<i>Verpasste Besuche</i>	1 6 8
<i>Freie Bretonen</i>	1 7 0
<i>Die Käseplatte</i>	1 7 1
<i>Tanz in der Nacht</i>	1 7 2
<i>Zwischen den Mahlzeiten</i>	1 7 4
<i>Keine Nutella</i>	1 7 6
<i>In der Auberge des Montagnes Noires</i>	1 7 8
<i>Tanz in der Schwebe</i>	1 7 9
<i>Das bin ich – da komme ich her</i>	1 8 2
<i>Von Nummerschildern</i>	1 8 6
<i>Von Freunden und Leuchttürmen</i>	1 8 7
<i>Entre dos tierras</i>	1 8 9
Kapitel VI	1 9 1
Ausklang oder Je ne regrette rien	1 9 2
<i>Die Welt der Wörter</i>	1 9 2
<i>Licht und Schatten – Schatten und Licht</i>	1 9 3
<i>Die nächste Reise</i>	1 9 4

Wie ist es,
Deutsche und Französin zu sein
– pardon,
Deutsche und Bretonin?
Das Folgende ist meine Antwort.

Prolog oder Heimat im Anderen

Die vielleicht größte Liebe meines Lebens ist eine platonische Liebe gewesen. Es war eine Liebe, wie man nicht meint, dass es sie wirklich geben könnte. Sie beruhte auf einer Übereinstimmung der Denk- und Fühlweisen, die überaus erstaunlich war, denn nichts in unseren Herkünften vermochte dieses, was man romantisch eine „Seelenverwandtschaft“ nennen müsste, zu erklären – dieser Mensch war nicht einmal zu einem Viertel, Achtel oder gar Sechzehntel Franzose, geschweige denn Bretone! Und doch. Und doch verstanden wir uns mit einer Vertrautheit, die immer wieder aufs Neue verblüffend war, und bezaubernd, beglückend. Freilich, wie eine Bekannte von mir einmal zu „echten“ Affären (keine platonischen Verbundenheiten) erklärt hatte: „Der Vorteil ist der, dass man ihnen die Unterhosen nicht waschen muss. Das tun die Ehefrauen.“ Was sie meinte: Kein prosaisches Alltagsleben konnte ihre echte Affäre stören, die Leidenschaft mindern. Und ja, auch meine platonische Liebe war von prosaischen Alltagsdingen unbeschadet. Und doch war diese Liebe eine so besondere – wenn auch unmögliche –, dass ich denke, sogar der Alltag hätte sie nicht zerstören können.

Einmal war ich in der Bretagne, es war Sommer. Ich hatte von

einem großen Unglück erfahren, das ihm, dem Menschen, den ich liebte, widerfahren war. Es war damals noch schwer, mit dem Handy im Finistère, buchstäblich am finis terra, dem Ende der Welt, Empfang zu finden. Im Haus, im Dorf war förmlich Funkstille. Es war auf einem Spaziergang durch die Natur, dass ich, auf einer Anhöhe, bei ihm anrufen konnte. Seltsam, die Verbindung war an dieser einen Stelle, von der ich mich nicht fortbewegen durfte, so gut, dass wir unsere Stimmen ganz klar und deutlich hörten. „Du klingst so nah“, sagte er. Und es war das Gefühl dieser großen, dieser überwältigenden Nähe, dass ihm in diesem schwierigen Moment etwas Halt und Trost gab. So war es zwischen uns immer. Räumlich die Ferne; aber innerlich ganz nah. Und jedes Mal, ja noch immer, wenn ich seine Stimme höre, fühle ich mich ein bisschen wie eine Rückkehrende nachhauß.

Man versucht nämlich immer, ein Zuhause im Anderen zu finden, wenn man schwimmend zwischen zwei Heimaten lebt.

I.

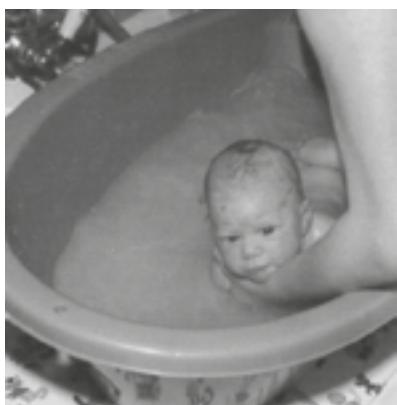


Einstimmung oder Schwimmen ohne Fuß

Meine bretonische Freundin Sylvie zeigte mir eines Tages ein Video auf Youtube. Der Film handelte von der vom Leben im Mutterleib herrührenden Sehnsucht ganz kleiner Babys nach dem Wasser und von ihrer erstaunlichen Fähigkeit, in tiefere Wasserbecken eingetaucht, nicht zu ertrinken, sondern sich nach dem Auftauchen schwimmend fortzubewegen. Die schwimmenden Babys ähnelten in ihren Bewegungen kleinen Hunden oder Seehunden.

Wohl alle Babys baden gern, und in den meisten Kinder-Fotoalben, oder in neuerer Zeit auch in digitalen Formaten, finden sich diese niedlichen Baby-Badebilder, die die Baby-Badelust bleibend für Familie und Freunde bezeugen. Auch von mir gibt es solche Bilder in meinem rosafarbenen Kinderbildderalbum. Doch seltsam, der frühesten Existenz auf Erden entwachsen, sollte ich eine Angst vor dem Untertauchen entwickeln. Im Kindergartenalter überwand ich sie, einen Nachmittag lang. Es war im Schwimmbad; dort war ich mit meiner deutschen Freundin Silke und ihrer Familie. Ich trug meine orangefarbenen Schwimmflügel, die ich sonst nur am Meer anlegte. Silke und ihre große Schwester hatten so ähnliche an, und die beiden führten mir ein mutiges Spiel vor: Sie sprangen einfach so vom Beckenrand in das Wasser – wo sie „kein Fuß“

hatten! Mit „kein Fuß“ meinten wir damals, keinen Boden mehr unter den Füßen. Doch das hielt die beiden nicht ab. Sie sprangen hinein, tauchten so richtig mit dem Kopf unter – ehe die famosen Schwimmflügel sie an die Oberfläche hochzogen. Erst traute ich mich nicht. Doch dann tat ich es irgendwann, klopfenden Herzens; und es funktionierte:



Ich schlug in das Wasser ein, es schwuppte über mir zusammen, während ich die Luft anhielt und die Augen fest schloss – dann dieses andere Gefühl, der Zug nach oben, das Auftauchen mit nassem Haar in die kühle Luft, und da war ich wieder! Das war ein Nachmittag der Euphorie.

Lag es an meinem Schwimmunterricht, dass ich die Angst vor dem Untertauchen nicht für immer verlor? Den Schwimmunterricht gab mir mein Vater. Er legte seine Hand unter meinen Bauch, während ich, wie er es mir gezeigt hatte, versuchte, flach auf dem Wasser liegend die Arme nach vorne zu stoßen, dann halbkreisförmig nach hinten zu führen und dabei mit den Füßen zu stampeln. (Für den Anfang genüge das Stampeln, erklärte mein Vater; später gebe es für die Beine und Füße eine bessere, aber schwierigere Bewegung). Zunächst trug ich meine orangen Schwimmflügel beim Üben, und es war aufregend und machte Spaß. Dann meinte mein Vater, ich sei soweit und könne die Schwimmflügel ausziehen. Er war ja dabei und seine Hand unter meinem Bauch stützte mich; natürlich ließ ich mir hoch und heilig versprechen, dass er die Hand nicht zurückziehen würde, und dann übten wir so, ohne Schwimmflügel. Aber unsicher fühlte ich mich dabei schon; denn da, wo wir übten, hatte ich kein Fuß.

Doch mein Vater war ja da, mit seiner haltenden Hand.

Bis er sie fortzog.

Noch Jahre später, wenn wir auf dieses Thema zurückkamen, erinnerte mein Vater sich und mich daran, wie ich ununterbrochen schreiend allein, ohne Hand, zum nächsten Beckenrand geschwommen war. Da mir dieses gelungen war und ich fortan schwimmen konnte, hielt mein Vater seine Methode für gut. Ich weiß nicht...

Seltsamerweise schwamm ich danach dennoch gerne. Ich lernte auch das mit den richtigen Fußbewegungen. Diese erste, väterlich beigebrachte Brustschwimmtechnik behielt ich dann mein Leben lang bei. Den Kopf stets über dem Wasser. Denn mit dem Kopf untertauchen, wie man es beim Sportschwimmen müsste, war nichts für mich. Das war weniger eine Frage der Angst als der des Verlangens danach, meine Umgebung zu sehen. Auch heute noch schaue ich gerne um mich, beim Schwimmen. Natürlich insbesondere beim Schwimmen im Meer.

Das Meer. Das war in meiner Kindheit manchmal das warme Mittelmeer, aber ganz regelmäßig war es der Atlantik. Der war kälter, aber das störte uns Kinder nicht. Mein Bruder und ich, und später auch meine Schwester blieben oft so lange im Wasser, dass unsere Lippen vor Kälte blau wurden und unsere Eltern uns gnadenlos befehlen mussten herauszukommen, um uns aufzuwärmen. Am Strand wickelten wir uns in große Strandtücher, die sonnen-durchwärmten waren und uns schützten, gab es Wind. Dann waren wir schon wieder drinnen, in den Wellen, mit denen wir spielten, von denen wir uns überspülten oder tragen ließen, in denen wir an glücklichen Tagen Algen fanden, um uns damit zu bewerfen, oder, noch besser, jene braunen Algen mit kichererbsengroßen Hohlräumen darin, die ploppten, wenn man sie zerdrückte.

Vom Meer konnten wir nie genug kriegen. Keiner von uns, in unserer Familie. Doch die Erwachsenen unterschieden sich. Während meine Mutter etwas Angst davor hatte, kein Fuß mehr zu haben, und deshalb dicht am Strand entlangschwamm oder nicht so viel anders als wir in den Wellen spielte, pflegte mein Vater, mindestens zweimal pro Strandbesuch seine „tausend Stöße“ zu schwimmen. Er zählte nämlich mit. Dabei entfernte er sich viel weiter vom Strand, als es meiner Mutter lieb war, die während seines Ausschwimmens stets Ausschau nach seinem Kopf über dem Wasser hielt. Mein Vater mochte auch nicht das Sportschwimmer-Untertauchen; er sah lieber, wohin er schwamm, und zwar durch seine Brille. Anders mein Papy, mein bretonischer Großvater. Waren er und meine Mamie mit uns am Meer, plantschte meine Großmutter ähnlich im Wasser wie meine Mutter, vielleicht noch weniger mutig. Mein Papy aber schwamm wie ein Fisch. Er machte das mit dem Untertauchen und dem Kraulen und alles. Dann war er erst einmal weg. Ob er seine Schwimmzüge zählte? Ich habe ihn niemals danach gefragt.

Ich selbst fühlte mich im Meer auch ziemlich fischähnlich. (Auch wenn mein Kopf über Wasser blieb.) Denn ich fühlte mich sicher, vom Meer getragen. Mein Vater erklärte einmal, dass das am Salzgehalt liege. Das verstand ich, aber letztlich war mir die Theorie egal: Das Gefühl des Getragenwerdens war alles! Man musste es nicht erklären. So verlor ich auch mehr und mehr die Angst davor,

ohne Fuß zu schwimmen. Es war ohnehin kaum abzuschätzen, wo die Schwelle zwischen Noch-Fuß und Nicht-mehr-Fuß lag. Je älter ich wurde, desto weiter wagte ich mich hinaus. Zunächst noch in Begleitung meines Vaters. Dann später, als Teenager, liebte ich es, alleine hinauszuschwimmen. Von meinem Vater hatte ich es gelernt, mich an Bojen oder anderen markanten Punkten zu orientieren, um trotz möglicher Strömungen den gewünschten Kurs nicht zu verlieren. Daran hielt ich mich. Ich war gut durchtrainiert und voll von der der Jugend eigenen Gewissheit, unbesiegbar, ja unsterblich zu sein, gleichsam. Ich schwamm also hinaus. Dorthin, wo kein anderer Mensch mehr war, und wo Felsen, wenn es sie gab, längst unter mir unsichtbar waren, in der Tiefe. Hier gab es nur mich, meine gleichmäßigen, kräftigen Schwimmzüge, das Gefühl des Vorangleitens mehr, als dass ich es gesehen hätte – eine Alge im Ozean sieht nicht, in welche Richtung sie wie schnell treibt; es gab mich, meinen Körper, auf den ich vertraute, und das Meer, das mir wohl manchmal, wenn ein Schatten seine Oberfläche verdunkelte, ein wenig unheimlich tief war; doch es trug mich, wie ich wusste, aus Erfahrung und wegen des Salzgehalts. Ich schwamm hinaus, bis ich mich frieren fühlte; das war eigentlich zu spät zum Umkehren, denn der Weg zurück war stets weit; kam ich am Strand an, war ich dermaßen erschöpft und ausgekühlt, dass ich mich bäuchlings auf mein Strandtuch legte und die manchmal tauben Finger im heißen Sand vergrub.

Meine Mutter hasste es, wenn ich es tat. Wenn sie meinen Kopf, den ich stets über Wasser hielt, in der Ferne aus den Augen verlor und dann lange auf das Wiederauften warten musste. Doch niemand hätte mich davon abhalten können, so ohne Fuß zu schwimmen, im glitzernden, kalten, mich tragenden Wasser so ganz wie zuhause.

Zwischen zwei Kulturen

Meine ist die Geschichte eines Menschen, der zwei Heimaten hat – oder keine. Der in zwei Kulturen aufgewachsen ist – oder zwischen. Der zwei Sprachen hat, oder beim Denken manchmal eine, in der sich die Worte und Ausdrucksweisen und darüber die Denkweisen vermischen, auf eine Art, die nur diejenigen verste-

hen könnten, denen es ähnlich ginge – also wenige, sehr wenige, letztlich am ehesten meine Eltern und meine Geschwister, die alte Kernfamilie mit ihrer selbst ausgebildeten deutsch-bretonischen Familienkultur.

Vor vielen Jahren begegnete ich einem Menschen, der auch einen deutsch-französischen Hintergrund hatte. Als ich sagte, ich sei halbe Französin, verbesserte er mich: „Du bist keine Hälfte; du bist beides, Französin und Deutsche.“ Halbes, Ganzes oder verdoppelt – mein Leben ist immer wie schwimmen ohne Fuß. Es ist befreiend, keine einseitigen, keine einengenden Wurzeln zu haben, ganz auf sich allein und die eigenen Vermögen gestellt zu sein und zu erleben, dass es geht – dass man über dem Wasser bleibt, das einen trägt. Es ist überaus reizvoll – wenn auch etwas unheimlich, sobald ein Schatten auf einen fällt und die vordem funkelnden Wellen verdunkelt, so dass es einem doch plötzlich aufgeht, wie undurchdringlich und womöglich gefahrvoll die Tiefe unter einem ist. Oder man dreht es um und sagt, es ist etwas gefährlich, so ohne Fuß zu schwimmen, aber dabei überaus frei und reizvoll. Wie man das gerade sieht, hängt genau davon ab, ob soeben ein Schatten auf einen fällt oder ob man eine Sonnenphase erwischt hat.



Armor um 1950 (Foto: Serge Lézénès)

Von der Grundbefindlichkeit des Pendelns

Abschiednehmen

Eine Erfahrung, die mir eine der vertrautesten ist, ist das Abschiednehmen. Wenn man zwischen zwei Heimaten pendelt, muss man das oft. Soweit ich zurückdenken kann, war dieses ein besonderes Problem: das Abschiednehmen von Mamie und Papy, den bretonischen Großeltern. Zunächst wohnten wir bei ihnen, in ihrem Haus in ihrer Stadt, wenn wir in den Ferien in die Bretagne kamen; später gab es ein eigenes Familienferienhaus, das wir liebten, in einem Dorf, nur wenig von der Großelternstadt entfernt. An den Reisetagen, den sehr, sehr langen und anstrengenden, fuhren wir am ganz frühen Morgen bei Mamie und Papy noch einmal vorbei, um Abschied zu nehmen. Es waren Abschiede und Umarmungen, die nicht enden wollten; und so beschlossen wir irgendwann, die zu langen morgendlichen Abschiede einzulassen und die letzte Begegnung auf die Reisevortage zu beschränken. Es stimmt, so kamen wir pünktlicher los und etwas früher im deutschen Zuhause an. Aber das Gefühl, ohne Mamie und Papy noch einmal zu sehen durch ihre kleine Stadt zu fahren, da sie auf dem Weg lag...!



Argoat um 1950 (Foto: Serge Lézénès)

Auch den Großeltern fiel es schwer, vielleicht insbesondere meinem Großvater. Der entwickelte ein neues Ritual: das der abendlichen Nach-Abschieds-Begegnungen. Hatten wir unseren offiziellen Abschiedsbesuch am späten Nachmittag oder frühen Abend gemacht, tauchte Papy trotzdem noch einmal am späteren Abend bei uns auf, stets mit irgendetwas, was er uns als Abschiedsgabe nachreichen wollte – Galettes bretonnes, bretonische Salzbutterkekse, oder Crêpes, die man in der Bretagne nicht nur frisch vom biling isst und die auch kalt noch richtig nach Crêpes schmecken. Obwohl Papys allerletzte Besuche auch immer etwas ungelegen kamen, weil meine Eltern mit packen, putzen, mit irgendwelchen Reisevorbereitungen beschäftigt waren, freuten wir uns aus tiefstem Herzen darüber, ihn noch einmal zu sehen. Wenn wir nun nach Deutschland zurückkreisen mussten, den Abschiedsbesuch bei den Großeltern hinter uns hatten und vielleicht eben beim letzten Abendessen in unserem bretonischen Zuhause saßen, pflegte immer einer von uns in gespielter Verzweiflung zu sagen: „Bestimmt kommt Papy noch.“ Und wir wären unermesslich enttäuscht darüber gewesen, hätte er es dann nicht getan.

Je älter meine Großeltern wurden, desto schwerer fiel der Abschied. Sie, die einer Generation angehörten, die es gelernt hatte, nicht zu viele Gefühle zu zeigen, zeigten in ihren späten Jahren immer mehr davon. Jeder Abschied konnte der letzte sein – sie sprachen es nicht aus und ich auch nicht, wenn ich als Erwachsene von Mamie und Papy Abschied nahm. Doch es gibt Dinge, die müssen nicht laut gesagt werden. Meine Großeltern; das bretonische Heimathaus meiner Eltern und später ein anderes, mein eigenes Haus; die wilde Natur, das gleißende Licht, die schnell ziehenden Wolken; das Argoat, das walzig-felsige Landesinnere, die Heimat meiner bretonischen Vorfahren, und das Armor, die Küste, die zu meiner Bretagne immer gehört hat: Es gab so vieles, von dem Abschied zu nehmen war, von jeher, nur wird man sich mit dem eigenen Älterwerden dessen fortlaufend bewusster, was man hinter sich lässt, worauf man verzichten muss. Ein Stück seiner Seele lässt man immer da – um den Rest im anderen Zuhause wiederzufinden.

Übrigens könnte man erwarten, bei der vielen Routine hätte ich das Abschiednehmen soweit eingeübt, es gut hinzukriegen. Dem

ist nicht so. Abschiednehmen ist etwas, das ich überhaupt nicht gut kann, grundsätzlich nicht, von nichts und niemandem, das oder der mir etwas bedeutet. Das war so, ist so, und ich fürchte, das wird auch so bleiben, bis zu dem Moment, in dem ich dann wirklich Abschied nehmen muss von allem, und von allen Heimaten, die ich bis dahin gefunden haben könnte.

Ankommen

Das Gute am Abschiednehmen ist: Am Ende erwartet einen ein neues Ankommen. Das heißt genauer: Am Ende des mit seinen notwendigen Pausen gut dreizehn- bis vierzehnstündigen Reisetags, der einem als Kind unendlich vorkam und den man sich als Heranwachsender in Etappen strukturierte und so erträglicher machte (bis Caen drei Stunden, ein Viertel der Fahrt, und so weiter) – am Ende erwartete einen das andere, das deutsche Zuhause. Als Kind hieß das: das eigene Zimmer, das eigene Bett. Die Kuscheltiere, die man nicht alle hatte mitnehmen dürfen. Oma, natürlich. Freundinnen und Freunde. Kindergarten; dann Schule. Sportvereine, Musiklehrer, und so weiter. Das Leben, das den Großteil des Jahres ausmachte. Das Alltagsleben. Hatte man frühmorgens noch den Abschied beweint, war man spätabends nur froh darüber, angekommen zu sein – angekommen in seiner anderen Welt. Man schlüpft in sie hinein wie in ein Paar bequeme, ausgetretene Hausschuhe. Ein, zwei Tage ist man noch etwas desorientiert, wenn man genau in sich hineinhorcht; doch der Alltag lässt nicht zu viel davon zu, er greift gleich nach einem, saugt einen ein. Und es ist auch ein schönes Ankommen – das Wiederfinden des Vertrauten. Des anderen Vertrauten. Und stets hat man viel zu erzählen, den lieben Menschen, denen man wiederbegegnet. Auch wenn das Licht anders ist, das Klima, die Natur, und ja, auch die Sprache. Eine deutsche Freundin sagte einmal, nach der Rückkehr aus der Bretagne spräche ich mit einem französischen Akzent. Das ist übertrieben, „Akzent“ trifft es nicht. Aber ich weiß, was sie meint, ich merke es selber: Etwas im Mund, das Sprechwerkzeug, muss sich umstellen, und das dauert einige Tage. Mag sein, dass so lange etwas an der eigenen Sprache anders klingt. Doch es ist so wie mit dem Licht, mit dem Klima und der Natur, und wie mit dem Wech-

sel von dem einen in das andere Haus oder Zuhause: Man kommt an, ohne es zu wollen, ohne es zu merken. Und plötzlich ist die Seite umgeschlagen, und was eben noch nah und unmittelbar war, ist weit, weit entfernt.

Richtungswechsel

Der Abschied vom deutschen Zuhause fällt leichter als der vom bretonischen: Man weiß, dass man nicht so lange weg sein wird. Trotzdem fällt das Abschiednehmen auch von dieser Heimat nicht leicht. Man muss Abschied nehmen von diesem Daheim mit seinen vertrauten, haltgebenden Dingen; und von geliebten Menschen, die man vermissen wird und von denen man weiß, dass auch sie einen vermissen werden. Gewiss, eine Trennung von ein paar Wochen hält sich schon aus; und doch, wenn man sich wirklich nahesteht, mag einem schon eine Woche, mögen einem Tage zu viel erscheinen. Allerdings ist es leichter für den, der wegfährt. Nicht, weil er weniger lieben würde, sondern weil es stets härter ist, zuhause zu warten, anstatt in die Ferne hinauszuziehen und Neuland zu erkunden, sich durch Erlebnisse und Eindrücke einnehmen zu lassen, ohne freilich den geliebten Wartenden darüber zu vergessen.





Der Meisterschwimmer
(im Text S. 166)



Miriam bei Saint Malo
(im Text S. 175)



*Leuchtturm vor der Insel Ouessant
(im Text S. 189)*



*Felsenstrand an der Küste von Crozon
(im Text S. 191)*

JEDES LEBEN IST EIN KLEINER ROMAN.

ZUMAL EINES MIT ZWEI KULTUREN.

DAZWISCHEN

Wie ist es, zwei Herkünfte und Länder zu haben – die Bretagne und Deutschland? Wie ist es, zwei Sprachen zu haben, Familie und Freunde sowohl in der einen als auch in der anderen Welt? Wie ist es, aufzuwachsen zwischen verschiedenen Kulturen und ihren je eigenen Sicht- und Denkweisen?

Die Autorin, Kind einer bretonischen Mutter und eines deutschen Vaters, spürt diesen Fragen nach und nimmt die Leser mit in diese Grundbefindlichkeit des Pendelns zwischen zwei Welten, in denen geliebte Menschen, Orte und Häuser dennoch Ankerpunkte geben, welche sie und ihr Leben prägten und prägen.

Ein Buch über die spannende Erfahrung, „dazwischen“ sein Leben zu machen. Ein Buch über das Anderssein und darüber, was – trotz allem – „Heimat“ oder eben „Heimaten“ ausmacht.

Wunderschön, ehrlich und erfrischend und dabei fesselnd wie ein Roman geschrieben; voller Zärtlichkeit, Nachdenklichkeit und Tiefe.

www.spurbuch.de

ISBN 978-3-88778-090-6

